

Aus:

JOHANNA SCHAFFER

Ambivalenzen der Sichtbarkeit

Über die visuellen Strukturen der Anerkennung

November 2008, 200 Seiten, kart., zahlr. z.T. farb. Abb., 24,80 €, ISBN 978-3-89942-993-0

Mit dem Topos »Sichtbarkeit« greift dieses Buch eine Denkfigur auf, die in den politischen Debatten um die Anerkennung marginalisierter Gruppen eine zentrale Rolle spielt. Wie aber können minorisierte Positionen visuell dargestellt werden, ohne in der Form ihrer Darstellung Minorisierung zu wiederholen? An dieser Schnittstelle zwischen ästhetischen, antirassistischen und queer-feministischen Fragestellungen setzt das Buch mit Mitteln der Visual-Culture-Forschung an. Dabei arbeitet es heraus, dass und wie sich Hegemonie grundlegend über ästhetische Formen herstellt. Die Frage der Sichtbarkeit wird somit in das Feld der visuellen Ästhetik und der Bilder rückübersetzt, um deren politische Bedeutung zu unterstreichen.

Johanna Schaffer (Dr. phil.) ist Universitätsassistentin in der Abteilung Kunstgeschichte und Kunsttheorie/Gender Studies an der Kunstuniversität Linz. Sie lehrt, forscht und übersetzt im Feld visueller und materieller ästhetischer Praktiken.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/ts993/ts993.php

Einleitung

Das Untersuchungsfeld abstecken: Ambivalenzen der Sichtbarkeit

11

Der Topos Sichtbarkeit

11

Sichtbarkeit: Politische, epistemologische und ästhetische Fragen

13

Welche Sichtbarkeit?

15

Positive Bilder? Analyse der Repräsentationsbedingungen?

18

Anerkennung

20

Über die Bildauswahl

21

Der Aufbau des Buches

23

Übersetzungsanmerkung

25

Kapitel 1

Visuelle Kultur als Forschungsfeld: Eine trans/disziplinäre Verortung und ein knapper Forschungsstand

29

Warum *Sehen* und *Visualität*?

30

Visuelle Kultur als Forschungsfeld

32

Nicht nur eine neue Bildwissenschaft

34

Zwischen Redisziplinierung und Zwangstransdisziplinarität –
die *October*-Debatte

36

Noch einmal Inter- und Transdisziplinarität

43

Hegemonie des Visuellen? Gegen Bildpaniken als
Legitimationsinstrumente

44

Zusammenfassung

47

Kapitel 2

Sichtbarkeit = politische Macht?

51

Einwände gegen erhöhte Sichtbarkeits-Euphoriken:
Kontrolle und Affirmation

52

Unsichtbarkeit = politische Macht oder Überlebensgarant

54

Extreme Sichtbarkeit als visuelle Überdeterminiertheit

55

Modulationsverhältnisse: Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit
mit Wendy Brown

56

Zwischenresumée: Für eine reflexive Praxis des Sehens

58

Visuelle Anerkennung im Konditional I: *Stereotypisieren*

60

Zum Begriff und Konzept des Stereotyps

61

Das Migrant_innendrama und die deutschsprachige Souveränität:
über *Yasemin, Aprilkinder, Yara*

63

Das Stereotyp als Raster intertextueller Differenzproduktion

67

Projektion, Reflexion, Verschiebung:
was tun (mit) Stereotypisierungen?

68

Zusammenfassung

70

| | |
|---|-----|
| Kapitel 3 | |
| Repräsentationskritik | |
| als Arbeit an den Bezeichnungspraxen | |
| | 77 |
| Repräsentation, semiotisch-diskurskritisch | |
| | 78 |
| Repräsentation als Realitätskonstruktion | |
| | 81 |
| Die drei Bedeutungsfelder der Repräsentation | |
| | 83 |
| Politik | |
| | 83 |
| Epistemologie | |
| | 84 |
| Ästhetik mit John Tagg, Jean-Louis Comolli und Jacques Aumont | |
| | 85 |
| Asymmetrien der Repräsentation: Repräsentationslasten umverteilen? | |
| | 88 |
| Zwischenresumée | |
| | 91 |
| Visuelle Anerkennung im Konditional 2: <i>Plakatieren</i> | |
| | 92 |
| Die Kampagnen <i>Einbürgerung</i> und <i>Deutsche gegen rechte Gewalt</i> | |
| | 93 |
| Einen politischen Topos in das Feld der Visualität rückübersetzen | |
| | 94 |
| Die Produktion der absoluten Andersartigkeit als sichtbare Wahrheit | |
| | 99 |
| Regulative Sichtbarkeit, diskursive Auslöschung | |
| | 102 |
| Eingeschränkte Handlungsfähigkeit im nationalen Bildrahmen | |
| | 103 |
| Zusammenfassung und Ausblick | |
| | 104 |

Kapitel 4

Das visuelle Vokabular der Anerkennung reformulieren

111

Hegemonialisierung im Feld der Sichtbarkeit

112

Kaja Silverman:

Feld der Sichtbarkeit, Blick, Blicken

112

Das *Vorgesehene*

114

Zum Verhältnis minorisierter und dominanter Systeme
der Sichtbarkeit

117

Zur formalen Verfasstheit hegemonialer und oppositioneller Aussagen

121

Die visuellen Strukturen der Anerkennung reformulieren:

Porträtieren

122

Kampf um das simple Recht auf eine affirmative Existenz

124

Zwei Taktiken in und gegen ideologische Dominanz

126

Taktik 1: Besetzen

Catherine Opies *Mike and Sky*

128

Taktik 2: Auffalten

Del LaGrace Volcanos *Tranz Portraits*

130

Zusammenfassung: Anerkennende Sichtbarkeit

136

Kapitel 5
Anerkennung als Praxis des Blickens im Feld der Sichtbarkeit

| | |
|--|-----|
| | 141 |
| Subjekt, Subjektposition, Subjektivität | |
| | 143 |
| Kaja Silvermans Konzeption visueller Subjektivität | |
| | 145 |
| Produktives Blicken | |
| | 146 |
| Distanzierte Identifikation und aktive Idealisierung | |
| | 148 |
| Anerkennung mit Judith Butler | |
| | 151 |
| Übersetzen als Öffnen von Bedeutungen | |
| | 154 |
| Zusammenfassung | |
| | 156 |

Resumée

161

Literaturverzeichnis

167

Bildnachweis

185

Index

187

Einleitung

Das Untersuchungsfeld abstecken: Ambivalenzen der Sichtbarkeit

„Frauenwiderstand *sichtbar* machen“
Frauenprojektgruppe *Erinnern an Ravensbrück*, 1998¹

Neben alternativen Methoden zur Verstärkung des Widerstandes der Migrantinnen wollen wir beweisen, wo Autonomie, Kreativität, Kunst, politische Mitwirkung auf der kulturellen Ebene, Proteste sich im Aufbau eines neuen *Sichtbar-Machens* der Würde und des Protagonismus der Migrantin summieren.

Luzenir Caixeta für *maiz*, 2002²

Während in der UNO die Debatte über sexuelle Orientierung und Menschenrechte bevorsteht, prangen von Genfs Plakatwänden erstmals eng umschlungen ein Männerpaar und ein Frauenpaar. Mit dieser Kampagne will die Genfer Schwulen- und Präventionsorganisation *Dialogai* Lesben und Schwule *sichtbar machen* und im Kanton ein Zeichen gegen Homophobie setzen. Die *Sichtbarkeitskampagne* startet am 24. März.

Pink Cross, 19.3.2004³

Der Topos Sichtbarkeit

Ein Topos ist ein Gemeinplatz. Es ist ein Ort der Allgemeinheit, der herrschenden Meinung. Seine Allgemeingültigkeit ermöglicht es der Sprecher_in⁴, ihn argumentativ aufzusuchen und einzusetzen, um „in einer konkreten gesellschaftlich zu lösenden Problemsituation das jeweils eigene Interesse mit einer gewissen Überzeugungskraft vertreten zu können“ (Lothar Bornscheuer 1976: 207 in seiner Untersuchung über *Topik als Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*). Die Arbeit dieses Buches besteht über weite Strecken darin, den Topos der Sichtbarkeit vom Feld der Allgemeingültigkeit, Selbstverständlichkeit, Gewöhnlichkeit zu verschieben: hin

auf eine analytische Ebene, wo er unselbstverständlich, ungewöhnlich und vor allem unbequem werden soll – also des weiteren Bedenkens der Effekte seines rhetorischen Einsatzes verlangt. Gleichzeitig werden die Prozesse und Prozeduren thematisiert, die Sichtbarkeit als eine Figur der herrschenden Meinung in ihrer Bedeutung und positiven Konnotiertheit mit hoher Unvermeidlichkeit, Selbstverständlichkeit und Offensichtlichkeit ausstatten.

„Sichtbarkeit“ ist in den letzten drei Jahrzehnten zu einer zentralen Kategorie oppositioneller politischer Rhetoriken aufgestiegen, ihr Gebrauch allerdings verwischt zumeist die komplexen Prozesse, die sich im Feld der Visualität zwischen dem Zu-Sehen-Geben (vgl. Schade/Wenk 1995: 343; Schade/Wenk 2005), dem Sehen, und dem Gesehen-Werden herstellen. Das vorliegende Buch ist der Rückübersetzung der politischen Kategorie der Sichtbarkeit in den Bereich der Visualität gewidmet. Gleichzeitig besteht es auf der Zentralität, die der Bereich der Visualität als Feld gesellschaftlicher Bedeutungsproduktion besitzt, und auf der Notwendigkeit, auch diesen Bereich politischen Auseinandersetzungen (d.h. kollektiven Auseinandersetzungen um die Gestaltung gesellschaftlicher Ordnungen) auszusetzen. Ausgangspunkt ist somit die Problematisierung der Vorstellung eines kausalen Zusammenhangs zwischen Sichtbarkeit und politischer Macht, wie sie vor allem in oppositionellen politischen Debatten kursiert. Dort wird oft davon ausgegangen, dass mehr Sichtbarkeit auch mehr politische Präsenz, mehr Durchsetzungsvermögen und mehr Zugang zu den Strukturen der Privilegienvergabe bedeutet. Übersehen werden hier jedoch die komplexen Prozesse auf dem Feld der Visualität, für die höchst relevant ist, *wer* zu sehen gibt, *in welchem Kontext* – und vor allem: *wie*, d.h. in welcher Form und Struktur zu sehen gegeben wird.

Auf dem Gemeinplatz der Sichtbarkeit kreuzen sich, wie die eingangs angeführten Zitate beispielhaft belegen, feministische, antirassistische und queere oder lesbisch-wultranspolitische Rhetoriken. Immer ist er in den Rhetoriken dieser links-aktivistischen oppositionellen und minorisierten⁵ Politiken positiv besetzt: ‚Sichtbar machen‘ bedeutet hier zuallererst die Forderung nach Anerkennung einer gesellschaftlichen und gesellschaftlich relevanten, d.h. mit Rechten und politischer/gesellschaftlicher Macht ausgestatteten Existenz.

Mehr noch: gerade die feministischen, queeren und antirassistischen/postkolonialen politischen Zusammenhänge haben mit der Affirmation der Sichtbarkeit als positivem Status Sichtbarkeit als politische Kategorie erzeugt. Genau hier liegt eine politische, epistemologische und ästhetische Schnittmenge all dieser politischen Kämpfe. Das, was die Erzeugung von Sichtbarkeit als politischer Kategorie begleitete, waren theoretische Arbeiten, die die Strukturen eines Felds der Sichtbarkeit als kollektives Bilderrepertoire analysierten. Diese Arbeiten wiesen auf die Normativität dieses Feldes hin, arbeiteten seine patriarchal-sexistischen, heteronormativen und rassistierenden Repräsentationsstrukturen heraus und richteten die Aufmerksamkeit darauf, wie bestehende Privilegien durch die Kontrolle der Produktion, Zirkulation und Beschaffenheit visueller Repräsentationen reproduziert werden. Die Schnittmenge dieser unterschiedlichen Wissensformen und Kontexte der

Wissensproduktion – politische, theoretische, bildproduzierende, aktivistische – ist der Ausgangspunkt meiner Untersuchung.

Sichtbarkeit: Politische, epistemologische und ästhetische Fragen

Herausfordernd ist eine Untersuchung des Topos Sichtbarkeit, da sich in seinem Feld epistemologische, politische und ästhetische Dimensionen treffen: Das, was der Topos der Sichtbarkeit zuallererst aufruft, ist die in den Gesellschaften des hochindustrialisierten Nordens nach wie vor herrschende moderne epistemologische Verbindung zwischen Sichtbarkeit, Erkenntnis und Wirklichkeit. Tom Holert dazu:

Im Unterschied zum alten Postulat von der ‚Unsichtbarkeit des Realen‘, das [Michel] de Certeau als vor-moderne Kondition charakterisiert, herrscht im ‚Mythos‘ der Moderne der Imperativ der Sichtbarkeit, ‚das heißt, geglaubt wird nur, was gesehen wird‘. (Holert 2002: 200)

Diese Verbindung zwischen Glauben und Sichtbarkeit lädt ‚Sichtbarkeit‘ mit immenser rhetorischer Kraft auf. Allerdings bleibt in der alltäglichen rhetorischen Praxis – und eben diese ist das Feld des Gemeinplatzes – generell unbemerkt, dass Sichtbarkeit nie gegeben, sondern immer in einem Zusammenhang aus Wissen und Macht produziert ist und in einem gegenseitigen Modulationsverhältnis zu Unsichtbarkeit steht (s.a. Holert 2000: 20). „Sichtbarkeit ist nicht Transparenz“, schreiben Paula A. Treichler, Lisa Cartwright und Constance Penley, sie ist vielmehr selbst

ein Anspruch, der sorgfältig untersucht werden muss: Es gilt, das, was gesehen und neu gesehen wird, zu bestätigen und gleichermaßen wachsam zu sein dafür, was nicht oder nicht mehr gesehen wird.

a claim that must be carefully examined: in acknowledging what is seen, and newly seen, we need to be equally vigilant about what is not seen, or no longer seen. (Treichler/Cartwright/Penley 1998: 3)

„Hegemonie des Auges“ (Comolli 1985: 46) und „Ideologie des Sichtbaren“ (Serge Daney, zit. nach Comolli, ebd.) nannten in den 1960er Jahren die Kino- und Ideologietheoretiker Serge Daney und Jean-Louis Comolli diese Funktion des Sehens als Erkenntnisinstrument und Wirklichkeitsgarant. Sie wird in zahlreichen Begriffen deutlich, die das Verstehen durch eine okulare Metapher bezeichnen: etwas ist augenscheinlich, offensichtlich, evident, einzusehen etc.

Die Problematik dieser epistemologischen Verknüpfung unter der Vorherrschaft des skopischen Regimes der Zentralperspektive ist seit langem wissenschaftliches Thema.⁶ Hal Foster zählt für die erste Hälfte des 20. Jahr-

hundreds auf: Erwin Panofsky über die *Perspektive als symbolische Form*, Martin Heidegger über deren Verwickeltheit mit einem Subjekt der Herrschaft, Maurice Merleau-Ponty über die Körperlichkeit des Sehens, Jacques Lacan über die psychischen Kosten des Blicks, Frantz Fanon über dessen koloniale Dimension (vgl. Foster 1988: xiv). Seit den 1970er Jahren schließen hier die (besonders im englischen Sprachraum, seit Mitte der 1980er aber auch im deutschsprachigen Raum) enorm produktiven feministischen, anti-rassistischen, postkolonialen Repräsentationskritiken an. Ihre Ergebnisse sind ein wesentlicher Ausgangspunkt dieses Buches.

Als politische Forderung postuliert die Vorstellung des Sichtbarmachens ein hierarchisches, von Macht- und Herrschaftsstrukturen durchzogenes Verhältnis zwischen unterschiedlichen Wissenskontexten und Öffentlichkeiten – zwischen minorisierten versus majorisierten, subalternen⁷ versus hegemonialen⁸ Zusammenhängen. Meist geht es hier um eine Bewegung, die ausgeht von einer minorisierten oder subalternen Position und einen hegemonialen oder dominanten Zusammenhang herausfordert. Dieses Verhältnis als herrschaftsdurchzogenes und gleichzeitig produktives versuche ich mit einer theoretischen Figur Teresa de Lauretis', dem *space-off*, in *Kapitel 4* zu fassen. Die politische und die epistemische, das Wissen betreffende Dimension treffen sich dort, wo Forderungen nach Sichtbarmachung sich auf die Repräsentation eines bestimmten Wissen richten, also einklagen, dass ein bestimmter Wissenszusammenhang in die „Ordnung, auf deren Hintergrund wir denken“ (so Foucaults Formulierung für Episteme, Foucault 1990: 25) eingeschlossen werde. Damit ist auch die Frage gestellt, was überhaupt denkbar, sagbar und daher anschaulich ist in dieser Ordnung – und was nicht.

Ästhetische Fragen schließlich wirft der Topos auf, weil es bei Sichtbarmachung und Sichtbarkeit notwendig immer auch um die *Form* des Zu-Sehen-Gegeben-Seins geht, grundlegend also auch um die Notwendigkeit, sich nicht nur damit, *ob*, sondern auch damit, *wie* etwas dargestellt wird, auseinander zu setzen. Die vorliegende Arbeit unternimmt daher auch eine Rückübersetzung des Begriffs der Sichtbarkeit aus dem Feld politischer Rhetoriken in den Bereich visueller Analysen. Selbstredend geht es bei dieser Bewegung, die den Begriff Sichtbarkeit wieder zurückverspannen will in das Untersuchungsfeld der Visualität, keineswegs um eine Löschung der politischen Aufladung, die der Begriff in den letzten Jahren erfahren hat. Ganz im Gegenteil ist es gerade diese politische aufgeladene, die die Rückübersetzung besonders lohnend macht. (Eine ähnliche aufgeladene begleitet, wie ich in *Kapitel 3* darstellen werde, den Begriff der Repräsentation, dessen Bedeutungsfelder sowohl politische, epistemologische wie auch ästhetische Dimensionen umfassen. Das macht auch diesen Begriff so geeignet für Diskussionen, die sich für die Analyse der politischen Bedeutung gesellschaftlicher Formen interessieren.)

Welche Sichtbarkeit?

Besonders um die Betonung dieser letzten, der ästhetischen Dimension wird es mir in dem vorliegenden Buch gehen. Denn gerade in aktivistischen politischen Kontexten ist die Reflexion darüber, *wie* – im Gegensatz zu *was* – dargestellt wird, noch immer alles andere als selbstverständlich. Und doch gibt es eine mittlerweile wenigstens dreißig Jahre umfassende Tradition kritischer Theorieproduktion über die Ambivalenzen der Kategorie und des Status der Sichtbarkeit, deren Ergebnisse eine vorbehaltlose Affirmation möglicher positiver Effekte von ‚mehr Sichtbarkeit‘ verunmöglichen. Denn wenn der Zusammenhang zwischen visueller Repräsentiertheit und politischer Macht so kausal wäre, wie es diese Annahme nahe legt, folgte daraus, wie die feministische Performance-Theoretikerin Peggy Phelan bemerkt, dass in den Gesellschaften des hochindustrialisierten Nordens die Macht primär in den Händen junger, weißer, halbbekleideter Frauen liegen müsste. „Aber“, so Phelan,

die Allgegenwärtigkeit ihres Bildes hat ihnen wohl kaum politische oder ökonomische Macht verliehen.

If representational visibility equals power, then almost-naked young white women should be running Western Culture. The ubiquity of their image, however, has hardly brought them political or economic power. (Phelan 1993: 10)

Und dennoch sind jene Positionen nach wie vor weit verbreitet, die die Forderung nach (politischer, juridischer, gesellschaftlicher etc.) Anerkennung minorisierter Existenzweisen im Rahmen einer Forderung nach ‚mehr Sichtbarkeit‘ artikulieren (mehr Sichtbarkeit für Frauen, mehr Sichtbarkeit für Lesben und Schwule, mehr Sichtbarkeit für Migrant_innen) – und sich dann mit Repräsentationen zufrieden zu geben, die in den ästhetischen Formen ihrer Darstellung Gefahr laufen, eine herrschende Ordnung affirmativ zu reproduzieren. Hier setzt die vorliegende Arbeit ein: an der Schnittstelle zwischen politischem, ästhetischem und theoretischem Wissen und im Bestehen darauf, dass politische Forderungen Hand in Hand gehen mit repräsentationskritischen ästhetischen Überlegungen. Im deutschsprachigen Raum wird diese Diskussion gerne in den Kunstbereich verschoben und dort domestiziert. Das ist einer von mehreren im *Kapitel 1* ausführlicher dargelegten Gründen, meine Arbeit in einem anderen Kontext verorten zu wollen – dem der visuellen Kultur.

Dieses Insistieren auf einer Auseinandersetzung mit den visuellen Ästhetiken, die politische Forderungen begleiten, will vor allem eine vorbehaltlos positive Einschätzung des Modus der Sichtbarkeit problematisieren und gegen quantifizierende Logiken von mehr Sichtbarkeit = mehr politische Macht argumentieren. Was das an Auseinandersetzung mit Visualität und visuellem Material heißen kann, möchte ich sowohl im zweiten Teil des *Kapitels 2* über das Stereotypisieren als Bedeutungspraxis wie auch im zwei-

ten Teil des *Kapitels 3* zeigen, das die Bildpolitiken zweier politischer Kampagnen diskutiert. Die hier besprochenen Bildmaterialien stehen alle in Zusammenhang mit einer staatlichen oder wenigstens ‚offiziellen‘ antirassistischen Repräsentationspraxis.⁹ Aber bei aller Freude über diese ‚staatlich gestützten‘ Repräsentationen migrantischer Subjektpositionen¹⁰ und deren affirmative Sichtbarkeit im offiziellen Diskurs der Bundesrepublik Deutschland, sind die Effekte dieser Darstellungen dennoch ambivalent. Denn für die stereotypisierenden Praktiken des Genres des ‚Migrantentinos‘ (Göktürk 2000) gilt: diese Form der Sichtbarmachung reproduziert, über eine geschlechterdifferenziell ausbuchstabierte Stereotypisierung der als Migrant_innen markierten Charaktere, in Film um Film die dominanten und traditionsreichen orientalisierenden Souveränitätsphantasien eines hoch-industrialisierten Nordens/Westens. So ist denn das beste Gegenargument gegen quantitative Sichtbarkeitsargumente der Verweis auf das Stereotyp, das grundsätzlich auf einer hohen Zirkulationsdichte und, als deren Effekt, einer wohl etablierten Intertextualität basiert. Kurz: Mehr ist also nicht notwendig besser.

Die in *Kapitel 3* besprochenen Plakatkampagnen haben bedeutend mehr von migrantischer Repräsentationskritik gelernt, da sie in ihrer Darstellungsstruktur Subjektpositionen, deren Sichtbarkeit als nicht-weiß produziert wird, nicht neuerlich viktimisieren. Dennoch hält sich bei genauerer Betrachtung die Freude angesichts manch anderer Bedeutungsdimensionen auch dieser Bilder in Grenzen. Im Fall der Plakatkampagnen werde ich argumentieren, dass die Plakate auf einer textuellen Ebene zwar einen Ausbau von Handlungs- und Gestaltungsmacht ankündigen, aber genau diese auf einer visuellen Ebene untergraben.

All das sind selbstredend keine Argumente gegen das Streiten um Bilder und die Art, wie sie bedeuten und anders bedeuten könnten. Ganz im Gegenteil will meine Arbeit Argumente und Gründe genau für ein solches Streiten, Verhandeln und auch Kämpfen um andere Formen des Bedeutens bereitstellen. Denn wenn das Ordnende, Klassifizierende, Typisierende, ja selbst das Stereotypisierende als Aktivität des gesellschaftlichen Bedeutens und des Gesellschaft Bedeutens unumgänglich ist (vgl. Dyer 1993: 12), dann geht es nicht um eine nicht-ordnende, nicht-typisierende, nicht-stereotypisierende und damit gerechtere, oder zumindest neutralere Form des Repräsentierens. Wie Richard Dyer sagt,

diese Aktivität des Ordners, inklusive des Gebrauchens von Stereotypen, muss als notwendiger und tatsächlich unvermeidlicher Teil dessen anerkannt werden, wie Gesellschaften sich selbst Sinn geben und sich also faktisch herstellen und reproduzieren. (Die Tatsache, dass all diese Weisen des Ordners definitionsgemäß partiell und limitiert sind, bedeutet nicht, dass sie unwahr sind – partielles Wissen ist nicht falsches Wissen, es ist schlicht kein absolutes Wissen.)

this activity of ordering, including the use of stereotypes, has to be acknowledged as a necessary, indeed inescapable, part of the way societies make sense of themselves, and hence actually make and reproduce themselves. (The fact that all such orderings are, by definition, partial and limited does not mean that they are untrue – partial knowledge is not false knowledge, it is simply not absolute knowledge.) (Dyer 1993: 12)

Eine Vielzahl feministischer repräsentationskritischer und wissenschaftstheoretischer Arbeiten haben herausgestellt, dass und warum Wissen und Repräsentation notwendig als positioniert, situiert und nicht absolut zu betrachten ist; dass Wissen/Repräsentation darüber hinaus immer in Macht- und Herrschaftsprozesse involviert und an der Produktion und Reproduktion von Gesellschaft beteiligt ist.¹¹ Diese Perspektive ermöglicht Fragen danach, welche Gesellschaften wie durch welche Prozesse der Bedeutungsproduktion re/produziert werden und welche Verhältnisse zwischen welchen Gruppen und Klassen einer Gesellschaft – und wie sich diese Verhältnisse anders produzieren lassen. Diese Fragen verschieben die Aufmerksamkeit weg von einem Bemühen darum, mehr Sichtbarkeit innerhalb bestehender Verhältnisse zu erzielen, hin zu der Erzeugung anderer Repräsentationen anderer Verhältnisse, um, wie Teresa de Lauretis sagt, „die Bedingungen der Sichtbarkeit für ein anderes gesellschaftliches Subjekt“ herzustellen.¹²

Denn letztlich geht es nicht so sehr darum, ‚das Unsichtbare sichtbar zu machen‘, sondern darum, wie sich die Bedingungen der Sichtbarkeit eines anderen gesellschaftlichen Subjekts herstellen lassen.

For what is finally at stake is not so much how ‚to make visible the invisible‘ as to how to produce the conditions of visibility for a different social subject. (De Lauretis 1984a: 8f)

Dieses andere gesellschaftliche Subjekt, an das de Lauretis 1984 hinschrieb, nannte sie ‚feministisch‘, und ich würde es gerne durch: antikapitalistisch, antirassistisch, antihomophob und antitransphob bzw. antisexistisch¹³ ergänzen. Und das ist eine weitere umfassende Aufforderung, die die politische Rhetorik der Sichtbarkeit dort bereit hält, wo es um Fragen nach den Weisen der Überschneidungen und gegenseitigen Modulationen unterschiedlicher Differenzierungs- und Herrschaftsachsen geht. Das sind Fragen danach, wie sich unterschiedlich fokussierte Politiken gegenseitig stärken können und müssen. Diese Fragen produzieren im rhetorischen Register der Sichtbarkeit und Sichtbarmachung, das häufig identitätslogisch organisiert ist (‚Frauen sichtbar machen‘, ‚Migrant_innen sichtbar machen‘, ‚Schwule und Lesben sichtbar machen‘), eine enorme Herausforderung. Denn oft genug resultiert aus der Konzentration auf eine alleinige Achse der Diskriminierung und ihrer daraus folgenden politischen, analytischen und epistemologischen Privilegierung die Reproduktion anderer Diskriminierungsformen. Das führen gerade identitätspolitisch zentrierte Sichtbarkeitspolitiken immer wieder vor. Dieses Buch unternimmt daher auch den Versuch, eine forschende und schreibende Praxis entlang der Frage zu ent-

wickeln, wie sich im Rahmen eines rhetorischen Registers der Sichtbarkeit und Sichtbarmachung kritische und analytische Traditionen, die unterschiedliche Minorisierungsachsen thematisieren, gegenseitig stärken können. Und auch wenn sich in dem vorliegenden Projekt diese Traditionen meist noch eher überschneiden denn verbinden und darin Asymmetrien in den Gewichtungen der jeweiligen Traditionen bestehen, so ist hier auch ein ungelöstes Repräsentationsproblem ausgestellt, das auffordert – zum Weiterarbeiten.

Positive Bilder? Analyse der Repräsentationsbedingungen?

Auf einer anderen Ebene ist das vorliegende Buch ein Resultat des Weiterarbeitens vieler, denn es beerbt eine grundsätzliche bildpolitische Debatte. Um die 1980er Jahre herum schreiben zahlreiche Theoretiker_innen, denen es um Verbindungen ästhetischer Kritiken und Theorien mit politischen, aktivistischen Zusammenhängen zu tun ist, von derselben Konfliktsituation und einem Zerren in zwei unterschiedliche Richtungen (vgl. z.B. Pollock 1992 u. 1990, de Lauretis 1987a, Bailey 1988). Der wiederkehrende Disput, von dem diese Texte handeln, verläuft zwischen zwei Positionen. Die eine Position, oft die aktivistische, behauptet die Wichtigkeit einer Arbeit an ‚machtvollen Bildern‘ und positiven Identifikationsangeboten. Sie besteht damit auf der Notwendigkeit der Existenz dieser Bilder. Die andere Position, oft die künstlerische oder theoretische, priorisiert die Analyse der Bedingungen und des Materials des Darstellens. Diese Analyse wird hier als Grundlage jeglicher Veränderung verstanden, mit dem Argument, dass es kein Außerhalb oder jenseits dieser Bedingungen gebe, selbst wenn der Kontext, der eine spezielle Situation der Bedeutungsproduktion rahmt, sich noch so sehr jenseits dominanter Strukturen verstehen will.¹⁴ Beide Positionen haben als argumentative Möglichkeiten taktisch ihre Einsatzorte. Denn das Bedürfnis nach anderen Bildern kennen einerseits alle, die mit Bildern konfrontiert sind, die ihre eigene Subjektposition als monströs, moralisch schlecht, nicht lebenswert oder sonst wie abgewertet darstellen – und die sich also gegen diese Bilder zur Wehr setzen wollen. (Dieses Bedürfnis kennen auch jene, die die Effekte dieser Konfrontiertheit anderer mit abwertenden Bildern emphatisch nachvollziehen.) Andererseits aber lässt sich aus dem Wissen feministischer und antirassistischer Repräsentationskritiken die Einsicht gewinnen, dass die schiere Vervielfältigung idealisierter Bilder spezifischer Subjektpositionen keineswegs Rückschlüsse auf deren ökonomische und politische Macht in der Gesellschaftsformation zulässt, in der sie zirkulieren. Hier sei an das bereits zitierte Beispiel Peggy Phelans über die Häufigkeit der Zirkulation idealisierter Bilder junger, weißer, knapp bekleideter Frauen in der westlichen hochindustrialisierten Welt erinnert, die wohl kaum Aufschluss darüber gewährt, an welchen Orten und in wessen Händen sich gesellschaftliche, politische, ökonomische Gestaltungs- und

Durchsetzungsmacht ballt (und somit auch keinen Aufschluss darüber, wen oder was diese Bilder strukturell stützen). Wenn ich im Folgenden also von ‚aner kennender Sichtbarkeit‘ spreche, meine ich damit eine Kategorie und Qualität, die nicht deckungsgleich mit ‚positiven, machtvollen Bildern‘ ist, aber damit verwandt, da sie diese Debatte beerbt. ‚Anerkennende Sichtbarkeit‘ markiert eine Position, die davon ausgeht, dass es immer auch der Analysen der Darstellungsbedingungen bedarf – als von Normen durchzogene Bedingungen der Sichtbarkeit und der Intelligibilität; die aber auch darauf besteht, dass die Belehnung mit Wert als schiere Affirmation der eigenen Existenz eine Bedingung des menschlichen Lebens ist und daher als gesellschaftliche Ressource nicht ein Privileg sein darf, auf das manche mehr, manche weniger und andere gar keinen Zugriff haben.

Was die politische Forderung nach Sichtbarmachung von Anfang an begleitete, war die Vorstellung von kollektiven bzw. Gruppen-Identitäten und deren strukturelle Ausgrenzungen und Missachtungen. (In den theoretischen Debatten der letzten Jahre wird ‚Sichtbarkeit‘ zunehmend durch ‚Anerkennung‘ ersetzt. Vielleicht ließe sich aber sagen, dass die Schwergewichtsetzung auf einer kollektiven Dimension von Unterdrücktheit das Konzept der Sichtbarkeit von dem der Anerkennung unterscheidet, und dass im Rahmen der Anerkennung tendenziell stärker von den einzelnen ausgehend argumentiert wird.) An diesen gegen Missachtung und Ausschluss gerichteten Impuls der Sichtbarmachungsrhetoriken möchte ich anschließen, dort, wo sie das Herstellen aner kennender und eben nicht: abwertender, stereotypisierender Repräsentationsformen für Existenzweisen fordern, die nicht den normativ idealen und daher gesellschaftlich anerkannten Weisen, das eigene Leben zu gestalten, entsprechen. Mit ‚aner kennender Sichtbarkeit‘ nimmt die vorliegende Arbeit also eine Qualifizierung von ‚Sichtbarkeit‘ vor, um eine affirmative Weise des Repräsentierens zu bezeichnen, im Sinne einer Affirmation und affirmativen Produktion des partikularen Werts einer Person, einer Sache, eines Verhältnisses (mehr dazu unten und in *Kapitel 5*). Diese aner kennende Sichtbarkeit, die meine Arbeit als Kategorie anhand der oben erwähnten Bildmaterialien verfolgt, interessiert mich im Kontext der Repräsentation minorisierter Subjektpositionen. Mit Judith Butlers Worten geht es damit um ein Reformulieren „jene[r] Möglichkeiten [...], die *bereits* existieren, wenn auch in kulturellen Bereichen, die als kulturell unintelligibel und unmöglich gelten“ (Butler 1991: 218, Hervorh. i. O.).

Das Verhältnis zwischen „unintelligiblen, unmöglichen Bereichen“ und „den Diskursen, die das intelligible Kulturleben stiften“ (ebd.) als ein Verhältnis dominanter und subalternen Öffentlichkeiten und ihrer Sichtbarkeiten zueinander wird später mit Teresa de Lauretis’ Konzept des *space-off* genauer zu bestimmen sein (*Kapitel 4*). Um dieses Verhältnis als prekäres zu konkretisieren, werde ich im zweiten Teil dieses Kapitels beschreiben, wie spezifische visuelle Bilder und künstlerische Arbeiten – die Fotografien Del LaGrace Volcanos und Catherine Opies – funktionieren, die, ausgehend von einer Kritik an den Strukturen des dominanten Feldes der Sichtbarkeit, gleichzeitig auf subalterne Existenzweisen und alternative Wahrnehmungszusammenhänge verweisen.

Anerkennung

In den theoretischen Debatten vor allem um Gerechtigkeit, Gleichheit und Differenz nimmt der Begriff Anerkennung seit zahlreichen Jahren einen prominenten Ort ein, vor allem in Entgegensetzung zum Begriff Umverteilung. Entlang dieser Entgegensetzung wird vor allem das Verhältnis zwischen Ökonomie und ideologischer bzw. kultureller Hegemonie diskutiert.¹⁵ Meine Verwendung des Begriffs Anerkennung folgt den Arbeiten Iris Marion Youngs und Judith Butlers, die den Anerkennungsbegriff umarbeiten, indem sie die Entgegensetzung zwischen Ökonomie und Kultur kritisieren und genau am konzeptuellen Punkt der Anerkennung die grundlegende Verwobenheit beider Gesellschaftsdimensionen herausarbeiten. Ich verwende ‚Anerkennung‘ als Bezeichnung eines gesellschaftlichen Gutes, das als Produkt und Prozess gesellschaftlicher Strukturen und Dynamiken zwei verflochtene Dimensionen ausdrückt. Zum einen ist Anerkennung die Grundlage für die Lesbarkeit und Verstehbarkeit spezifischer Subjektpositionen – im Sinne von Erkennbarkeit. Hier garantiert sie die Wirklichkeit und die Wahrhaftigkeit dessen, was anerkannt wird. Zum anderen sind Verhältnisse der Anerkennung mit der Dimension der *Belehnung mit Wert* verbunden – und gezielt verknüpfe ich hier einen zentralen Begriff psychoanalytischer Terminologie mit einem zentralen Begriff der Ökonomie.

Anerkennung lässt sich also, mit einer alten Lexikon-Definition, verstehen als „die bejahende Erklärung über die Wirklichkeit, Wahrheit und Identität einer Person oder Sache oder eines Verhältnisses“.¹⁶ Da Anerkennung jedoch normengeleitet ist und differenziell produziert wird (bestimmte Subjektpositionen, Lebensverhältnisse, Wissenskontexte werden anerkannt, andere fallen aus den jeweilig gültigen Rastern der Anerkennung heraus), lohnt sich, wenn welche an strukturellen Veränderungen interessiert sind, eine Verbindung der Forderung nach Anerkennung mit einer umfassenderen Kritik an den Verhältnissen des Anerkennens. Anders gesagt geht es bei macht- und herrschaftskritischen Kämpfen um Anerkennung nicht allein um die Anerkennung als etwas Bestimmtes (einer bestimmten Identität), sondern um eine Arbeit am gesamten Feld der Normen, die bestimmen, was jemanden anerkennt und was nicht (vgl. Emcke/Saar/Butler 2001: 594). Diese Kämpfe um Anerkennung sind nicht schlicht Kämpfe um Privilegienverteilung, sondern Kämpfe gegen bestimmte Gewaltformen. Denn nicht echt, nicht wirklich, unwahr genannt zu werden ist nicht nur eine Form der Unterdrückung (über die sich im übrigen das Echte, Wirkliche, Wahre bestimmt), sondern eine Form der „entmenschlichenden Gewalt“ („dehumanizing violence“, Butler 2004: 217), die sich über den Status, oder besser: Nicht-Status der Unlesbarkeit herstellt. Wobei Lesbarkeit auch eine Lesbarkeit zu den jeweils eigenen Bedingungen meint, eine Intelligibilität/Lesbarkeit/Sichtbarkeit, die dem entspricht, wie eine_r gelesen werden möchte. Denn auch anhand stereotypisierender oder pathologisierender Intelligibilitätsraster sichtbar zu sein, ist eine Form der Sichtbarkeit/Lesbarkeit. So verschaffen zum Beispiel pathologisierende Intelligibilitätsraster

Transpersonen eine bestimmte Sichtbarkeit, möglicherweise sogar Formen der affirmativen Sichtbarkeit – wenn auch eine affirmative Sichtbarkeit im Konditional. Im Zusammenhang mit rassifizierenden und ethnisierenden Darstellungsstrukturen sind diese ‚affirmativen‘ Formen der Sichtbarmachung, die vornehmlich über karitativ verbrämte Ikonografien arbeiten, oft herausgearbeitet worden (‚Elendsvoyeurismus‘ ist beispielsweise ein Begriff für eines dieser Intelligibilitätsraster). *Anerkennung im Konditional* nenne ich das, was diese stereotypisierenden oder pathologisierenden Darstellungsformen produzieren – also eine bedingte Form der Anerkennung. Bedingt ist diese Anerkennung, da ihre Formen der „Produktion des Souveränitätsgefühls“ (Mankell 2003: 5) ganz anderer Subjektpositionen dienen (nur dann, wenn dieses Souveränitätsgefühl produziert wird, wird Anerkennung verteilt) oder zumindest dieses Souveränitätsgefühl der majoritären Subjektpositionen nicht zur Disposition steht (nur dann, wenn dieses Souveränitätsgefühl nicht angetastet wird, wird Anerkennung verliehen). Siehe dazu besonders die Bildanalysen in *Kapitel 2* und *3*.

Grund genug also, sich genauer mit den Formen der Sichtbarkeit zu beschäftigen und danach zu fragen, wie uns etwas zu sehen gegeben wird und was darin gleichzeitig als Unsichtbarkeit entsteht. Denn einer der politisch wesentlichsten Effekte dieser Formen ist, wie sie Subjektpositionen im Feld hegemonialer Sichtbarkeit erzeugen, z.B. als normative Ideale oder als entwertende Stereotypen. Darüber bestimmen sich gesellschaftlicher Wert und (Subjekt)Status, und dieser inkludiert nicht zuletzt auch die (gesellschaftlich gegebene) Möglichkeit und Fähigkeit, Darstellungsparameter und Repräsentationsstandards (z.B. der eigenen Subjektposition) mitzubestimmen.

Über die Bildauswahl

Noch bevor für mich geklärt war, auf welche theoretischen Arbeiten ich mich beziehen würde, stand fest, über welche Bilder und welche spezifischen Fragestellungen, die sich an ihnen für mich auf tun, ich schreiben würde. Die Bilder kamen im Verlauf der Arbeit also zuerst, auch wenn der Aufbau des Buches das nicht unbedingt vermuten lässt, da die Diskussion der Bilder so stark in das theoretische Material eingebettet ist. Die Fragen, die das Buch an bestimmte visuelle Praktiken richtet (d.h. an Bilder und den Umgang mit ihnen), resultieren aus Diskussions- und Arbeitserfahrungen in Kontexten in Wien, die als Schnittstellen zwischen politischem Aktivismus und künstlerischer und theoretischer Produktion entstanden. Diese Kontexte sind mit antirassistischen, queer-feministischen Politiken beschäftigt und legen seit Jahren starkes Gewicht auf eine gleichzeitig stattfindende Auseinandersetzung mit visuellen Politiken und mit der Frage, wie in einen Herrschaft artikulierenden Bedeutungszusammenhang visuell interveniert werden kann. Die Dilemmata, die hier für jede Produktion neu und je spezifisch zu diskutieren sind, entstehen, weil auch die kritisch intervenierenden visuellen Produktionen auf die Verwendung genau jenes Formenrepertoires an-

gewiesen sind, das der Herstellung hegemonialer Bedeutungen dient. Wie also kann die Kritik bestimmender sein als die Affirmation? Und wie kann die visuelle Repräsentation minorisierter Subjektpositionen und Existenzweisen diesen Positionen Anerkennung zuteil werden lassen und sie nicht in der Darstellung erneut minorisieren?

Mit einem Interesse für visuelle Formulierungen, die auf minorisierte Existenzweisen verweisen und kritische oppositionelle Politiken artikulieren, untersuche ich drei verschiedene Sets an Bildern und ihre spezifischen Modalitäten. Zum ersten ist das die Modalität des *Stereotypisierens* in einem Genre des bundesdeutschen Fernsehens, das ich an Deniz Göktürks Arbeit anschließend das ‚Migrant_innendrama‘ nenne (*Kapitel 2*). Dieses TV-Genre, das seit den 1960er Jahren von öffentlicher Hand gefördert wird, ist insofern antirassistisch motiviert als es ihm darum geht, der Tatsache visuell und narrativ Rechnung zu tragen, dass in Deutschland nicht nur Familien leben, die auf Generationen deutscher Passinhaber verweisen können. Also fördern TV-Redaktionen Filme, die Migrationsprozesse thematisieren. Die Art und Weise dieser Thematisierung, ihre spezifische Form, produziert allerdings Probleme, die dieser antirassistischen Motivation entgegenlaufen.

Das zweite Bilderset öffnet ein ähnliches thematisches Feld, allerdings entlang einer anderen Repräsentationsmodalität, nämlich der des *Plakatierens* (*Kapitel 3*). Hier geht es um zwei Plakatkampagnen im öffentlichen Raum, die durch öffentliche Gelder im Auftrag eines Ministeriums finanziert (die eine) oder durch dasselbe Ministerium symbolisch unterstützt (die andere) wurden. Diese beiden Kampagnen haben gleichfalls einen, in diesen beiden Fällen sogar sehr expliziten, antirassistischen Hintergrund. Und auch in diesen beiden Fällen produziert die Form der Darstellung Einschränkung, Verknappung, Asymmetrie und Hierarchie.

Die Diskussion des dritten Sets an Bildern verfolgt die Frage der politischen Risiken und Ambivalenzen, die visuelle Repräsentationen eingehen, anhand der Modalität des fotografischen *Porträtierens* (*Kapitel 4*). Die hier diskutierten Arbeiten Catherine Opies und Del LaGrace Volcanos sind Produktionen, die als künstlerische auch (wenn auch nicht nur) im Kunstfeld zirkulieren. Ebenso wie die bisher verhandelten visuellen Texte bewegen sie sich in einem Feld der Ambivalenzen und Risiken zwischen Affirmation und produktiver Verschiebung. Ihre Weisen der Nutzung dieser Spannung zwischen Reproduktion und Transformation halte ich jedoch für enorm erfolgreich. Erfolgreich heißt zum Beispiel, dass ihre Repräsentationen von den minorisierten Kontexten, die sie darstellen, als Spiegel, und das heißt auch als Formatierungsinstrumente ihrer Subjektivitäten, angenommen werden: und zwar angenommen als gültige Setzungen in einem „Kampf um das simple Recht auf eine affirmative Existenz“ (Schulman 1991: 4, vgl. auch *Kapitel 5*).

Ich möchte noch einmal betonen: Meine Bildauswahl ist durch spezifische Fragen, die sich an den Bildern auf tun, begründet. Diese Fragen betreffen Minorisierungen und Majorisierungen im Feld der Sichtbarkeit. Dies sind keine Fragen danach, ob die ästhetischen Formulierungen dieser Bilder künstlerisch besonders herausfordernd sind oder nicht. Mich hat der

Gebrauchsmodus dieser Bilder interessiert. Mich hat das Lesen ihrer spezifischen Verfahrensweisen herausgefordert. Mich haben allerdings besonders die Ambivalenzen und damit das Spannungsgeladene der Ästhetiken aller besprochenen visuellen Arbeiten zu einer genaueren Auseinandersetzung verleitet. Ausgewählt habe ich sie zudem, da ich zahlreiche Aspekte ihrer visuellen Formulierungen für paradigmatisch halte und ihre Analyse daher für weitere Diskussionen im Hinblick auf zukünftige Formulierungen visueller Politiken hilfreich sein kann.

Der Aufbau des Buches

Die *Einleitung* hat das Untersuchungsfeld des Buches aufgespannt. Grundsätzlich wird darin Sichtbarkeit als Topos definiert, der vom Feld des Gemeinplatzes auf eine analytische Ebene verschoben werden soll, auf der seine Ambivalenzen darstellbar und diskutierbar werden.

Kapitel 1 verortet die vorliegende Untersuchung im Forschungszusammenhang der visuellen Kultur. Wie dieser Forschungszusammenhang sich definiert und wogegen er sich abgrenzt, wird hier dargelegt. Aufgrund meiner eigenen disziplinären Herkunft gilt spezielle Aufmerksamkeit den disziplinären und um Inter- und Transdisziplinarität ringenden Auseinandersetzungen zwischen den Vertreter_innen kunsthistorisch und kunstwissenschaftlicher Forschung und jenen, die von sich sagen, sie beforschen visuelle Kultur.

Kapitel 2 ist der Problematisierung einer vorbehaltlosen Affirmation der Kategorie und des Modus der Sichtbarkeit gewidmet. Es richtet sich gegen eine Vorstellung, die davon ausgeht, dass ein Mehr an Sichtbarkeit auch ein Mehr an gesellschaftlicher Gestaltungsmacht, politischem Durchsetzungsvermögen und sozialer Anerkennung bedeutet. Drei Einwände gegen diese vorbehaltlose Affirmation werden vorgebracht, und eine konzeptuelle Konsequenz aus diesen Einwänden: dass Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit als sich gegenseitig modulierende und auch konstituierende Zustände zu betrachten sind, und selbstredend gleichermaßen als diskursive Produktionen. Daran schließt die erste Diskussion visueller Materialien an: Anhand des deutschsprachigen Film- und TV-Genres des ‚Migrant_innendramas‘ wird das *Stereotypisieren* als Repräsentationsmodus und –praxis diskutiert, und mit dem Verweis auf die Effekte stereotypisierender Darstellens ein besonders eingängiges Argument gegen eine Vorstellung von „mehr Sichtbarkeit = mehr politische Macht“ vorgebracht. Diesem Kapitelteil ist neuerlich die Aufforderung implizit, aufmerksam zu sein für die Formen der Repräsentation, viel aufmerksamer als für deren Quantitäten.

Im ersten Teil des *Kapitels 3* wird ein Repräsentationsbegriff erarbeitet, der meiner Untersuchung zugrunde gelegt ist, und es wird die Praxis der Repräsentationskritik vorgestellt, die die vorliegende Arbeit informiert. Dazu stelle ich zunächst den Zusammenhang zwischen Darstellung, Vorstellung und Stellvertretung und das Zusammentreffen der ästhetischen, der politi-

schen und der epistemologischen Dimension im Begriff der Repräsentation dar. Die Betonung der vorliegenden Untersuchung liegt dabei auf der ästhetischen Dimension von Repräsentation als welt- und wirklichkeits-erzeugend, und auf der Art, wie diese Dimension der Ästhetik mit der Produktion von Normativitäten, Hierarchien und Herrschaft verbunden ist. Mit der Modalität des *Plakatierens* schließt hier die Diskussion der beiden Plakatkampagnen *Einbürgerung*, *Fair. Gerecht. Tolerant.* und *Deutsche gegen rechte Gewalt* an. Wie schon der erste Teil des *Kapitels 2* beschäftigt sich auch dieser Teil des Buches mit einem Modus der Repräsentation, den ich ‚visuelle Anerkennung im Konditional‘ nenne. Ich bezeichne damit visuelle Bilder, die zwar Anerkennung (hier zunächst verstanden als „bejahende Erklärung über die Wirklichkeit, Wahrheit und Identität einer Person oder Sache oder eines Verhältnisses“, Meyers 1889: 562) artikulieren. Gleichzeitig wird aber mit dem Verleihen der Anerkennung an bestimmte Positionen die Souveränität ganz anderer Positionen hergestellt. Und nur dann, wenn die Souveränität dieser ganz anderen Positionen und die Hierarchie der Verhältnisse, die zwischen diesen Positionen hergestellt wird, nicht angetastet ist, wird Anerkennung verliehen.

Auch das *Kapitel 4* basiert auf einer Zweiteilung. Der erste Kapitelteil stellt anhand theoretischer Figuren Kaja Silvermans und Teresa de Lauretis' Formulierungen vor, die Hegemonialisierung im Feld der Sichtbarkeit beschreibbar machen. Dazu bedarf es auch eines Konzeptes, das es erlaubt, Verhältnisse zwischen majorisierten und minorisierten Systemen der Sichtbarkeit und der Intelligibilität zu fassen. Dieser Teil des Kapitels endet mit hegemonietheoretischen Bemerkungen zur *formalen* Abhängigkeit oppositioneller Aussagen von einem hegemonialen Aussagesystem. Teil zwei des *Kapitels 4* ist dem *Porträtieren* als Repräsentationsmodalität gewidmet, und hier spezifisch zwei Arbeiten von Catherine Opie und Del LaGrace Volcano. Beschrieben werden Darstellungstaktiken, die sich sehr explizit innerhalb eines dominanten Repräsentationsvokabulars bewegen – es geradezu okkupieren, so argumentiere ich, um darin unvorhergesehene Möglichkeiten aufzufalten.

Das *Kapitel 5* verschiebt den Schwerpunkt der Auseinandersetzung von der Materialität und Produktivität visueller Repräsentationen hin Materialität und Produktivität der Praxis des Blickens. Ausgangspunkt ist die Frage, wie ein Sehen seine Ausgerichtetheit an vorherrschenden Normen verändern kann, wenn es dominante Weisen des abwertenden, verachtenden oder gar völlig verwerfenden Blickens nicht wiederholen will. Die theoretischen Kategorien, mit denen ich hier arbeite, sind noch einmal Kaja Silvermans Texten entlehnt, werden hier allerdings durch das Konzept der Anerkennung, wie es vor allem in den Arbeiten Judith Butlers expliziert wird, ergänzt. Das Kapitel endet mit einem Begriff des Übersetzens, der diese Praxis als Möglichkeit des Öffnens von Bedeutung betont.

Das *Resumée* schließlich plädiert noch einmal für eine reflexive Praxis des Sehens und des Darstellens. Es betont aber auch die Produktivität einer Ambivalenz, die entsteht durch die Notwendigkeit, auf dem Recht der Affirmation der eigenen Existenz als Recht aller zu bestehen und gleichzeitig Dis-

identifikation als Arbeit und Nicht-Anerkennung als Tendenz zu bestärken. Visuelle Unterstützung holt sich das *Resumée* bei einer Arbeit Jakob Lena Knebls.

Übersetzungsanmerkung

Das vorliegende Buch ist Resultat zahlreicher Bewegungen zwischen verschiedenen Praxisfeldern, Wissenskontexten und als Bewegung zwischen Deutschland und Österreich auch zwischen verschiedenen Orten der Produktion. Der letzte Abschnitt des *Kapitels 5* handelt explizit von derartigen Bewegungen, definiert sie als Übersetzungen und beschreibt die *Praxis des Übersetzens als ein Öffnen von Bedeutungen* und damit als *Arbeit an den Bezeichnungspraxen* (vgl. auch *Kapitel 2*). Jo Schmeiser hat diese Praxis und ihre ermöglichenden Zwischenräume in ein Bild übersetzt und mir das Bild für das Buchcover geschenkt. So ist nun das Übersetzen an vielen Stellen des Buches präsent: auch in der Zweisprachigkeit, die durch die Übersetzung der englischsprachigen Zitate entstand, und in den Möglichkeiten, die der Raum zwischen den Ausgangszitaten und ihren Übersetzungen anzubieten hat. Alle Übersetzungen der zitierten englischsprachigen Literatur sind von mir angefertigt, diesmal alleine – aber viel lieber mache ich das zu mehr: für eine queer-feministisch-antirassistisch informierte kollektive Übersetzungspraxis siehe www.genderetalia.sil.at.

Anmerkungen

1. Titel der Rede zur Ausstellung *Schwestern vergesst uns nicht*. www.nadir.org/nadir/periodika/gegendruck/Pages/archiv/gd-23/23_frauen.html (10.06.08, Hervorhebung js)
2. *maiz* ist ein ‚autonomes Integrationszentrum von und für Migrantinnen‘ in Linz, das, auf der Protagonistinnenposition migrantischer Frauen bestehend, durch die Verknüpfung politischer, kultureller, beraterischer/pädagogischer und theoretischer Arbeit die autonome bzw. selbstorganisierte politische und theoretische Landschaft in Österreich seit Jahren enorm beeinflusst. Für das Zitat vgl. Caixeta 2002 (Hervorhebung js). Vgl. auch Salgado 1999, bzw. über *maiz* Doucette 2001.
3. *Dialogai* ist eine Genfer Schwulenorganisation, deren Schwerpunkt auf Polit-, Beratungs- und Präventionsarbeit liegt, *Pink Cross* die Dachorganisation der Schweizer Schwulengruppen. Für das Zitat vgl. www.los.ch./artikel/artikel.phd?ID=441&rubrik=5 (03.03. 2006, Hervorhebungen js).
4. Für diese schriftliche Form und ihre Begründung vgl. den Text von s_he als Kritik zwangszweigeschlechtlicher symbolischer Formen: „Dagegen möchte ich einen anderen Ort von Geschlechtlichkeit setzen, einen Ort, den es zu erforschen gilt und um den wir kämpfen sollten, er sieht so aus: _.“ (s_he 2003)
5. Die Begriffe ‚minorisierend‘ bzw. ‚minoritär‘ (versus ‚majorisierend‘ und ‚majoritär‘) wurden im deutschsprachigen antirassistischen Diskurs der 1990er Jahre in der Kritik an einer Rede entwickelt, die, obgleich oftmals (z.B. in der Rede von ‚Frauen, Migranten, Behinderten und anderen Minderheiten‘) karitativ verbrämt, unweigerlich das Minderwertige der als Minderheit Bezeichneten impliziert. ‚Minorisierend‘ als Begriffskonstruktion hingegen will den Prozess des strukturellen Disprivilegierens, des *Zur-Minderheit-Machens* bezeichnen. Die grammatische Form soll also naturalisierenden Ideologien entgegentreten, indem mit ihr auf Prozesse des Gemacht-Werdens verwiesen wird. ‚Majoritär‘ bezeichnet demgegenüber eine Position der strukturellen Privilegiertheit, die an der Schnittstelle unterschiedlicher, aber verzahnter normativer Entsprechungen (weiß, bürgerlich, nichtbehindert, heterosexuell, männlich) als Effekt minorisierender Handlungen entsteht und durch sie abgesichert wird.
6. ‚Scopic Regime‘ ist Martin Jays Begriff, vgl. seine *Scopic Regimes of Modernity* (Jay 1988).
7. „Subaltern“, so Encarnación Gutiérrez Rodríguez‘ an Antonio Gramscis Arbeit orientierte Definition, „bezeichnet hier die Unterwerfung einer sozialen Gruppe durch die hegemonialen Gruppen. Die Subalternen sind einerseits vom herrschenden Kräfteverhältnis ausgeschlossen, andererseits konstitutiv für ihre [dessen? js] Herausbildung. Dies bedeutet, dass ihre Artikulationsformen zwar Eingang in den herrschenden Kanon finden können, ihre Urheberschaft jedoch nicht benannt wird“ (Gutiérrez Rodríguez 2001a: 22). Gutiérrez Rodríguez in einem weiteren Text: „In vielen Fällen kommt es auch zu einer Entfremdung und Aushebelung ihrer widerständigen Aussagekraft. Ihre Position als Subalterne wird durch den Umgang mit ihren Wissensproduktionen reifiziert. Erst in dieser Abhängigkeitsbeziehung konstituiert sich das Verhältnis von Herrschenden und Subalternen“ (Gutiérrez Rodríguez 2001).

8. ‚Hegemonial‘ bezeichnet hier die ideologisch führende und herrschende Position in einem gesellschaftlichen Verhältnis. Diese Position, die sich durch Konsensbildung und Zwang herstellt, bedeutet, so schreibt Nancy [Peter] Wagenknecht in seiner Auseinandersetzung mit Gramscis Hegemonie-Theorien, dass eine Gruppierung „die Hoheit über die Anordnung gewinnt, innerhalb der alle anderen ihre Interessen formulieren“ (Wagenknecht 2003: 4). Wagenknecht weiter: „Hegemonie — als politische und ökonomische Tatsache — ist die Verfügung darüber, welche Interessen sich *in welcher Weise* formulieren können, *wie* sie sich vermitteln und durchsetzen lassen. Wissensproduktion und individuelle Lebensführung sind wichtige Felder, in denen Hegemonie sich realisiert. Ebenso aber realisiert sie sich in der materiellen Produktion [...] und im Einsatz polizeilich-militärischer Zwangsmittel“ (ebd.: 4, Hervorhebung js). Über den Zusammenhang zwischen den *Formen* der Formulierung und der Produktion von Hegemonie siehe *Kapitel 4*.
9. Für eine Definition von ‚offizieller Sprache‘ vgl. Bourdieu 1990a: 21. Vgl. auch *Kapitel 3, Visuelle Anerkennung im Konditional 2: Plakatieren*.
10. Zu ‚Subjektposition‘ siehe den Abschnitt *Subjekt, Subjektposition, Subjektivität* in *Kapitel 5*.
11. Für einen Überblick über diese Diskussion und ihre Protagonistinnen (z.B. Sandra Harding, Donna Haraway, Nancy Hartsock u.a.) vgl. Ernst 1999.
12. Dazu vgl. auch Wenk 2006: 99f.
13. Für eine antitransphobe Umarbeitung des Sexismusbegriffs vgl. Fels/Goutrié/Schaffer 2001.
14. In seinem Text über die Grenzen einer Darstellungspolitik, die sich auf positive Bilder Schwarzer Subjektpositionen konzentriert, hebt Bailey z.B. hervor, dass das Konzept positiver Bilder des Schwarzseins auf einer Vorstellung des authentischen Schwarzseins basiert. Da diese Authentizität eine limitierte Ressource ist, so Bailey, konkurrieren die Bilder, und in diesem Konkurrieren reproduzieren sie dominante Hierarchisierungen dessen, was eine authentischere und eine lange nicht so authentische Schwarze Subjektposition ausmacht (z.B. „eine, die auch schwul, lesbisch oder andersfähig ist“ (Bailey 1988: 43,44)). Teresa de Lauretis 1987a und Griselda Pollock (1992) und (1990) haben das Spannungsverhältnis zwischen einer Forderung nach machtvollen, positiven Bildern und der Forderung nach kritischer Analyse der Repräsentationsordnung für das Feld der feministischen Politiken und feministischen Bildproduktion in den 1980er und 1990er Jahren exemplarisch beschrieben.
15. Vgl. Fraser 1995 und v.a. die Debatten zwischen Nancy Fraser und Axel Honnet (Fraser/Honneth 2003), s. a. Young 1997 u. Frasers Replik (Fraser 1997), sowie Butler 1998 u. Frasers Replik darauf (Fraser 1998).

16. So schreibt das Meyers Konversations-Lexikon 1894 (Meyers 1894: 562), fast hundert Jahre nachdem Hegel in seiner *Phänomenologie des Geistes* eine Denktradition begründete, in der das Begehren als Begehren nach Anerkennung beschrieben und Anerkennung als relational sich herstellende Überlebensbedingung gefasst wird. Judith Butler dazu: „Die Hegelianische Tradition bringt das Begehren mit Anerkennung in Verbindung, indem sie behauptet, dass das Begehren immer ein Begehren nach Anerkennung ist und dass wir alle nur durch die Erfahrung der Anerkennung als gesellschaftlich lebensfähig konstituiert werden“. („The Hegelian tradition links desire with recognition, claiming that desire is always a desire for recognition and that it is only through the experience of recognition that any of us becomes constituted as socially viable beings.“ Butler 2004: 2)